

Abend-



Zeitng.

Vierunddreißigster Jahrgang.

28.

Donnerstag, am 11. Juli 1850.

Die Silberminen von Mexico.

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche die neu entdeckten Schätze Californiens jetzt erregen, und wodurch selbst unsere sonst so vorsichtigen und misstrauischen Capitalisten veranlaßt werden, große Waaren-Consignationen nach San Francisco zu machen, muß es wahrlich Wunder nehmen, daß die längst bekannten großen Reichthümer der mexicanischen Bergwerke bisher nur so wenig Beachtung in Deutschland gefunden haben. Wohingegen die Capitalisten anderer Länder, namentlich von England und Nord-Amerika, wo der Unternehmungsgeist zu Hause ist, schon seit längerer Zeit sich lebhaft für die Bebauung der Bergwerke im Staate Mexico interessirt und die glänzendsten Resultate erzielt haben. Unter andern verdienen hier einer besondern Erwähnung: die englische Minen-Compagnie von Zacatecas, die Compagnie von Real del Monte, die mexicanische Compagnie von Guanajuato und von Fresnillo, die einen jährlichen Ueberschuß von 100,000 — 300,000 Dollars liefern; ferner gibt es eine Anzahl eingewanderter Europäer, welche sich durch Minen-

Unternehmen ein ganz bedeutendes Vermögen in kurzer Zeit erworben haben.

Wenn einzelne derartige Unternehmen bisher mißglückten, so hat sich bis jetzt immer herausgestellt, daß der Grund davon Unwissenheit oder Uneinigkeit der Dirigenten war. Dahin gehören u. a. Angonguco, welches der Compagnie gar Nichts eingebracht, dem jetzigen Besitzer dagegen großen Gewinn abwirft, und die englische Compagnie in Taxaca. Ein ähnliches ungünstiges Verhältniß findet bei den Privatminen der Mexicaner statt, indem die meisten derselben nicht die Ausbeute geben, die sie bei einer geregelten und sachverständigen Wirthschaft liefern müßten und die daher oft bedeutend verschuldet sind. Es liegt im Charakter der Mexicaner, Alles, was gewonnen wird, sogleich wieder, und nicht immer auf die beste Weise, zu verausgaben, und da bei ihrer schlechten Minenbearbeitung die Minen wohl eine Zeit lang wirklich große Ausbeute geben, dann aber oft Jahre lang ohne Erze bleiben, d. h. mit andern Worten, da bei dem mexicanischen Raubbau die Minen keinen fortlaufenden Gewinn sichern, so gerathen die Besitzer allmählig in Schulden, und die Minenarbeiten, beson-

ders wenn etwa Wassernoth hinzukommt, in's Stocken, weil dann kein Capital mehr zur weitern Betreibung vorhanden ist. Aus diesen Gründen findet man hier manche, meistentheils ersoffene oder verschuldete, aber reiche Minen, die bei nur einigermaßen geregelter Leitung und präciser europäischer Wirthschaft große Schätze liefern müßten.

Die Mexicaner sind namentlich im Ausschneiden des Silbers noch gewaltig zurück. Sie wissen den Gehalt der Erze nicht durch die Tutenprobe vorher zu erfahren, sondern bringen eine nach altem Gebrauche eingeführte Weise von Manipulationen in Anwendung, von denen eine immer mehr als die andere in Finsterniß tappt. Das Erzmehl beim Mahlen wird (aus einem höchst schädlichen Irrthume) so grob gelassen, daß das Meiste, ohne in den Prozeß der Amalgamation einzugehen, mit dem größten Theile seines Silbergehaltes, als nicht zu Gute zu bringende Rückstände, in das nahe Flößchen geschüttet wird, das dasselbe dann nach und nach dem stillen Ocean zuführt, wo es auf ewig verborgen liegt, und wo sicher schon Millionen in schlecht beneficiirten Erzen ruhen. Eine Sortirung der Erze findet dabei gar nicht statt, obgleich die Mine beides, Schmelz- und Amalgamirerze, liefert. Eine Röstung der Erze wird gleichfalls nicht vorgenommen, obgleich die meisten Erze für den Patio (Amalgamirhof) geröstet werden müßten. Das Quecksilberquantum wird, nach alter Gewohnheit, nach Gutedünken zugegeben. — Es ist in der That unverzeihlich, daß die Regierung des Landes sich nicht darum kümmert und solchem Unfuge steuert. Die Folgen eines so mangelhaften Verfahrens sind dann ganz natürlich und unausbleiblich: ein ungeheurer Silber- und Quecksilberverlust.

Wohl in keinem Theile der Erde finden sich so viele und so reiche Silberbergwerke als in der Provinz Guadalupe im Staate Mexico, und können die deutschen Silberbergwerke damit kaum einen Vergleich aushalten. Die Harzer Silbererze z. B. ergeben höchstens einen Durchschnittsgehalt von 5 bis 8 Loth Silber in 100 \mathcal{R} Erzen. Viele liefern sogar nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Loth Silber. Es ist auch bekannt genug,

daß die Harzer Bergwerke, im Verhältniß zu dem dazu nöthigen Betriebscapitale, nicht sonderlich rentiren, sondern nur mühsam die Kosten gedeckt werden.

Dagegen erfordert die Ausbeute der reichen mexicanischen Minen nur ein verhältnißmäßig sehr geringes Capital, welches aus der nachfolgenden Beschreibung der zum Verkauf ausgetobenen Mine la Terronera erhellt:

Die Terronera ist eine reine Silbermine und liegt eine Stunde südwestlich von dem von hohen steilen Gebirgen ringsumgebenen San Sebastian, in dem gemäßigtesten, gesündesten Theile dieser tropischen Gebirgskette. — Das Streichen des Ganges folgt der Richtung eines langen Bergrückens, von NW. nach SO. Das Fallen ist unbedeutend nach NO. Der Berg Rücken ist nicht sehr breit und kann daher von beiden Seiten mit nicht gar langen Stollen durchfahren werden, um den Gang zu treffen, und ist dies ein Vortheil für die Minenentwässerung, dessen sich sehr wenig andere Gruben zu erfreuen haben. Freilich ist die Mine eine ersoffene, und oberhalb durch Raubbau, der schon in den Zeiten der alten Indier seinen Anfang nahm, rein ausgebeutet; was indeß die Wassernoth betrifft, so ist diese leicht abwendbar, da der gegenwärtige Besitzer früher durch Menschenhände und bloße Wasserpilgen, jetzt aber mit einem, für ihn sehr kostspieligen Haspel das Wasser so weit zu halten vermag, daß der Betrieb der Mine seit etwa einem halben Jahre wieder, freilich nach Mexicanerweise, fortgehen kann. Wenngleich der obere Theil dieser Mine auch fast rein ausgebeutet ist, so steht doch der noch übrige enorme Theil, vollkommen unberührt, in den schönsten Erzen, wovon folgende Proben zur Ansicht bereit sind:

No. 1	enthält pr. Carga (300 \mathcal{R})	.. 8—12 Mk.
		Silber, beste Sorte,
„ 2	„ „ „ „	.. 3—4 Mk.
		Silber, gute Sorte,
„ 3 u. 4	„ „ „ „	.. 3—4 Unz.
		Silber, geringe Sorte.

Diese Proben sind in Hamburg untersucht und hat das Ergebniß alle Erwartung übertroffen.

Ein einzelnes, nicht beziffertes Stück liegt jenen Proben nur als ein Kabinetstück und Beweis bei, daß die Mine selbst gediegenes Silber liefert. Indes dürfen solche Stücke nicht mit in Anschlag gebracht werden, da sie nur an einzelnen Stellen des Ganges vorkommen; immer aber berechtigt dieses Vorkommen des gediegenen Silbers zu den gegründetsten Hoffnungen und beweist, daß der Gang sehr edel ist. Die Mächtigkeit des Ganges ist durchschnittlich 4 Varas (a 34 pariser Zoll) und enthält 5 Erzadern, die sich sämmtlich bald vereinigen, bald wieder so erweitern, daß sie sich untereinander fast berühren; auch steht nach Allem, was sich bis jetzt erkennen läßt, zu erwarten, daß sämmtliche 5 Adern in größerer Tiefe sich zu einer einzigen und mächtigen vereinigen. Die 2 nächsten Adern, von 6—12' Mächtigkeit, liefern die Erze No. 1 und 2; die übrigen bestehen größtentheils aus gesprengten Kiesen, Bleiglanzen etc. und sind daher weniger derbe; aber auch in diesen kommt das gediegene Silber vor.

Man wird nun fragen, wie es komme, daß, bei solchen Gehalten, der Inhaber die Mine verkaufen will, die ihn doch reich machen müßte. Nach unsern europäischen Begriffen erscheint das allerdings schwer erklärlich. Um die Frage zu beantworten, ist es nöthig, die Art der Zugutemachung (Benefiz, beneficio) dieser Erze zu kennen. Die gegenwärtige Förderniß der Mine beträgt pr. Woche 100 Cargas. Den Gehalt davon kennen die Leute daselbst lediglich durch ihre erbärmlichen, höchst unzulänglichen Amalgamirproben, nach denen dann auch das ganze Benefiz eingeleitet wird. Diese 100 Cargas werden in einem zur Mine gehörigen Amalgamirwerke (Hacienda de Patio) zu Gute gebracht, aber auf die vorhin erwähnte Weise, die in ihrer Mangelhaftigkeit wahrhaft unvergleichlich ist, so daß ein Gehalt ausgebracht wird, der kaum im Stande ist, den jetzt unvermögenden Besitzer zu ernähren, der überdies schon ein kleines Capital auf die Mine verwendet hat, dem aber die Mittel zur Herstellung einer ergiebigeren Silbergewinnung mangeln. Die Kosten der jetzigen Entwässerung sind gleichfalls bedeutend und rauben einen großen Theil des

Gewinnes. Unter diesen Umständen nun wünscht der Besitzer die Mine zu verkaufen.

Daß die Mine von großem Interesse ist, beweist der Umstand, daß die alten Indier dieselbe schon bebauet und aus derselben gewiß viele Millionen gewonnen haben. Zur Erhaltung des Baues haben die Indianer später Werke angefangen, die bei dem rohen Culturzustande jener Zeit bewundernswürdig sind. Da ihnen wahrscheinlich sehr früh schon die Gruben Wassernoth verursachten, so legten sie 2 Stollen zur Entwässerung an, von denen der erste, Obra del Ahuacate, rechtwinkelig auf dem Gang liegt und dann auf dem Streichen desselben fortgesetzt ist, wobei gleichfalls Erze erbeutet wurden. Bei der Einnahme des Landes durch die Spanier blieb dieser Stollen liegen, und die Mine ersoff. Die Spanier haben später daran fortgefahren, und die Mexicaner der Jetztzeit sind endlich so weit vorgerückt, daß der Stollen (etwa 70 Varas tiefer als das Mundloch der Mine angefangen) zur Fortsetzung bis zum Poso nur noch 150—200 Varas Sprengarbeit erfordert, wodurch dann die ganze Mine bis auf einen unbedeutenden Raum von 2—3 Varas Tiefe entwässert ist. Der zweite Stollen, Obra del Rosario, auch rechtwinkelig auf den Gang getrieben und der neuern Zeit angehörig, ist nur kurz, und man braucht sehr wenig Arbeit, um denselben zu kreuzen. Sein Zweck war, den Eingang zu einem im Berge zu errichtenden Gögel für Maulthiere herzustellen. Jetzt liegt er still und todt. Was aber Staunen erregt, ist ein am Fuße, oder am Ende des Bergrückens, in einer Entfernung von 1 Stunde, zur Zeit der alten Indier schon angefangener Stollen, der in so ungeheurer Dimension durch festes Gestein gehauen ist, daß 6 Männer zu Pferde neben einander mit aller Bequemlichkeit hineinreiten können. Wenn also schon die alten Indier sich dazu verstehen konnten, ein solches Riesenwerk zu unternehmen, dessen Vollendung viele Jahre erforderte, so gibt dieses den glänzendsten Beweis, daß die Mine schon damals für sie von größtem Interesse war und ihnen die Hoffnung gab, in der Tiefe des Berges erst den wahren Schatz zu finden, der

sie reich und das ungeheure Riesenwerk bezahlt machen sollte.

Dieses ist nun der jetzige Zustand der Mine, und der Plan sie zu bearbeiten ist folgender: Da die Mine gegenwärtig schon Ausbeute gibt, so sind die Kosten der Entwässerung und Förderniß vor Allem zu reduzieren, erstere aber der Art einzurichten, daß mit möglichst wenig Ausgaben, die Wasser so lange für den fortlaufenden Betrieb gewältigt werden, bis der Stollen (Obra del Ahuacate) mit dem Poso (Abteufen) sich vereinigt, so daß dann nach Aufstellung eines Stögels ein regelmäßiger Betrieb des Grubenbaues begonnen und auf eine bestimmte größere wöchentliche Förderung gerechnet werden kann. Dies Alles ist das Werk von höchstens einem halben Jahre.

Die Erze, welche die Mine liefert, sind, wie schon gesagt, theils Schmelz- theils Amalgamirerze. Soll also das Geschäft allen möglichen Nutzen abwerfen, so ist die Anlage eines Schmelzwerkes für die Schmelzerze, welche gerade die reichsten sind, neben dem bestehenden Amalgamirwerke durchaus erforderlich. Es müssen dann, bis die Schmelzhütte im Gange ist, nur die Amalgamirerze vergütet werden, damit das Geschäft fortwährend produziere, und sind die reichen Schmelzerze einstweilen zurückzulegen. Sämmtliche Materialien zur Errichtung der Schmelzhütte sind in der Nähe. Die alte Hacienda muß dazu benutzt werden, des Gefälles wegen. Neue Haciendas, deren es nahe bei San Sebastian, ja im Orte selbst, eine Menge verlassener gibt, müssen für den Patio eingerichtet werden. Ist dies geschehen, so kann erst mit dem Schmelzwerke begonnen werden. Bei diesem Verfahren wird das Geschäft, wenn Mine, Patio und Schmelzhütte in vollem Betriebe sind, einen sehr bedeutenden Gewinn abwerfen, wie folgende Berechnung ausweist:

Die Mine kann, da sie beim jetzigen kümmerlichen Zustande 100 Cargas Erze wöchentlich liefert, bei einem Pueblo redondo, d. h. wenn ununterbrochen gearbeitet wird, in der faulen Art, wie es hier Landesstte ist, nach eigener Aussage des jetzigen Besitzers, in derselben Zeit 300—400 Cargas geben. Ich will

indef eine geringere Summe für eine sichere Berechnung annehmen, und 250 Cargas für die Woche als Basis ansehen. Nach dem so unvollkommenen jetzigen Style der Zugutemachung werden nun im Patio nicht mehr als 10—12 Unzen Silber pr. Carga ausgebracht, und diesen Gehalt will ich bei meiner Berechnung nicht übersteigen, trotzdem, daß durch Einführung einer vollkommeneren Ausbringung so gut wie gar kein Silber mehr verloren gehen darf, und obgleich er sicherlich auf das Doppelte angelegt werden könnte. Dann würden in einer Woche aus 250 Cargas Erz (à 10 Unzen) durchschnittlich 2500 Unzen Silber ausgebracht werden, oder $342\frac{1}{2}$ Mk., oder, die Mark zu 8 spanischen Dollars berechnet, gleich 2500 Doll., (man bezahlt aber die Mark in Guadalajara mit $8\frac{1}{4}$ Doll., in Tepic dagegen mit $8\frac{3}{8}$ Doll., welcher Ueberschuß indef für die Transportkosten abzurechnen ist). Die Mine liefert also pr. Woche:

250 Cargas Erz, à 10 Unzen reines Silber,
= 2500 Unzen = $342\frac{1}{2}$ Mk.
à 8 D. D. 2500. —

K o s t e n - A n s c h l a g.

Minenkosten von 250 Cargas
à $\frac{3}{8}$ D. = D. $93\frac{3}{4}$
Transport nach der Hacienda
v. 250 Cargas à $\frac{3}{16}$ D. = „ $46\frac{7}{8}$
Zugutemachung im Patio
von 250 Cargas à 3 D. = „ 750
D. $890\frac{5}{8}$. —
Netto-Provenue pr. Woche . . . D. $1609\frac{3}{8}$. —

folglich ergibt 1 Jahr (à 44 Wochen gerechnet, wegen etwa eintretender Unterbrechung) das Netto-Provenue von D. 70,829.

Wenn nun die Schmelzerze zu Gute gemacht werden, so betragen die Schmelzkosten, hoch angeschlagen, etwa 1 Doll. pr. Mark, wahrscheinlich aber noch weniger. Dann findet im Patio eine Verringerung des Ausbringens, mithin auch der Benefizkosten, statt; die Schmelzerze werden aber alsdann reiner ausgebracht, und es erfolgt dadurch noch eine Vermehrung des jährlichen

Ueberschusses. Doch läßt sich hierüber noch kein genauer Anschlag geben, weil bisher noch nie eine solche Sortirung an der Mine vorgenommen wurde, so daß die Cargazahl der Schmelz- und Patioerze nicht anzugeben ist.

Um nun das ganze Geschäft in den so eben geschilderten Zustand zu bringen, ist ein Capital von 45,000 Doll. (60,000 Thlr. Pr. Grt.) nöthig. Davon sind zu berechnen:

Für den Ankauf der Mine, wozu eine Hacienda und ein Wohnhaus in S. Sebastian gehören . . .	16000 D.
Für die Vollendung des Entwässerungstollens nebst Gängel . . .	3000 "
Für Erweiterung und Verbesserung des Patio	5000 "
Betriebscapital für den Patio . . .	3000 "
Für die Anlage der Schmelzhütte	11000 "
Betriebscapital für dieselbe . . .	7000 "
Summa	45000 D.

Außer der Silbermine Ferronera gibt es noch einige andere, die gewiß ebenfalls käuflich zu erwerben sein würden, z. B. el Tajo und San Francisco. Erstere hat 4—5 Mk. pr. Carga (64—68 Loth) Silber; doch verstehen die jetzigen Besitzer nicht mehr als 18—20 Loth auszuscheiden. Letztere liefert nur 5—7 Unzen (10—14 Loth), besitzt aber eine Unmasse Erze und ist daher vielen andern reichen Minen vorzuziehen. Daß die Silberminen in Mexico überhaupt jetzt noch sehr billig zu erstehen sind, ist gewiß, da man dort deren Werth nur nach den Resultaten der jetzigen kläglichen Zugutmachung der Erze, also viel zu gering, taxirt. Es dürfte aber nicht gar lange mehr währen, daß sich dieses ändert, da die Aufmerksamkeit der Engländer mehr und mehr auf diesen Punkt gerichtet wird.

Was man thun will, thue man daher bald!

Ein besonderes Schriftchen, das unter dem obigen Titel bei W. Jowion in Hamburg erschienen, fordert deutsche Capitalisten auf, an der Ausbeute der reichen Schätze jener Silberminen sich zu betheiligen, und liegt zu dem Endzwecke beim Verleger des genannten Schrift-

chens ein vollständiger Plan aus zum Ankauf und zur Bearbeitung einer sehr bekannten reichen Silbermine. Es handelt sich hier allen Ernstes um ein eben so reelles als gewinnversprechendes Unternehmen, unter Leitung sachverständiger Männer.

Der Prozeß Karl's I. von England.*)

(Fortsetzung.)

Zwei Tage darauf benachrichtigte in der That der Oberstlieutenant Cobbett den König, daß er den Befehl habe ihn sofort nach Windsor zu führen, wohin Harrison bereits zurückgekehrt war. Karl beklagte sich darüber keineswegs und beeilte sogar die Abreise selbst. Er fand eine Stunde von Hurst eine Cavalerie-Abtheilung, die den Auftrag hatte, ihn bis Winchester zu geleiten. Ueberall auf seinem Wege drängte sich eine Menge von Edelleuten, Bürgern, Bauern, theils aus bloßer Neugier um ihn vorüber reisen zu sehen, theils auch lebhaft bewegt und mit lauten Wünschen für seine Freiheit herbei. Als er in Winchester anlangte, kamen ihm der Mayor und die Aldermen entgegen, überreichten ihm dem Gebrauche gemäß den Bürgermeisterstab und die Schlüssel ihrer Stadt und hielten eine Rede voller Zuneigung an ihn. Cobbett sprengte aber scharf auf sie zu, fragte ob sie denn vergessen hätten, daß das Parlament Jeden, der eine Adresse an den König ergehen lassen würde zum Hochverräther erklärt habe, und sie erschöpften sich, von Schrecken ergriffen, in demüthigen Entschuldigungen, betheuertem, daß ihnen der Wille des Parlaments nicht bekannt sei und flehten Cobbett an, ihnen Verzeihung von demselben zu verschaffen. Am Tage darauf setzte der König seine Reise fort. Zwischen Alresford und Farnham war ein zweites Cavalerie-Corps in Schlachtordnung aufmarschirt, um das, welches ihn bis hierher geleitet hatte, abzulösen. Es

wurde von einem Offizier von gutem Aussehen und reicher Uniform mit einem Sammetbaret auf dem Kopfe, einem Büffelwammis und einer fransenbesetzten carmoisinrothen Seidenschärpe um den Leib, commandirt. Karl, dem sein Gesicht auffiel, ritt im langsamen Schritt an ihm vorüber, erhielt eine ehrerbietige Begrüßung und fragte Herbert, als er wieder zu ihm kam: „Wer ist dieser Offizier?“ — „Der Oberst Harrison, Sire!“ — Der König wendete sich sogleich um und betrachtete den Obersten lange und so aufmerksam, daß dieser sich verlegen hinter seine Leute zurückzog, um seinen Blicken zu entgehen. „Der Mann,“ sagte Karl zu Herbert, „hat ein echtes Soldatengesicht; ich bin ein Gesichterkenner; das meine gefällt mir, es ist nicht das eines Muehlmörders.“ An jenem Abend bemerkte Karl in Farnham, wo der Zug anhielt, um die Nacht über dort zu bleiben, den Obersten in einer Ecke des Saales und gab ihm ein Zeichen sich zu nähern. Harrison gehorchte ehrerbietig und verlegen, und mit zugleich rauhem und schüchternem Wesen. Der König ergriff seinen Arm, führte ihn in eine Fensterbrüstung, unterhielt sich fast eine Stunde lang mit ihm und sprach selbst über die Nachricht, welche er in Bezug auf ihn erhalten hatte. „Es kann nichts Falscheres geben, Sire,“ sagte Harrison. „Was ich gesagt habe und was ich wiederholen kann, ist dies, daß die Gerechtigkeit kein Ansehen der Person kennt und daß das Gesetz eben so verbindlich für die Großen ist, wie für die Kleinen.“ Und er legte einen affektirt nachdrücklichen Ton auf die letzten Worte. Der König brach die Unterhaltung ab, setzte sich zu Tische und richtete das Wort nicht weiter an Harrison, ohne jedoch einen Sinn, der ihn hätte beunruhigen können, mit seiner Antwort zu verknüpfen.

Er sollte den folgenden Tag in Winsor ankommen; bei der Abreise von Farnham erklärte er, daß er in Bagshot halten und im Walde bei Lord Newburgh, einer seiner treuesten Cavaliere, speisen wolle. Harrison wagte es nicht ihm dies abzuschlagen, obgleich die Art, wie der König darauf beharrte, ihm einigen Verdacht einflößte. Dieser war auch gegründet.

Lord Newburgh, ein großer Pferdeliebhaber, besaß eines, daß für das flüchtigste in ganz England galt; schon seit lange im geheimen Briefwechsel mit dem König, hatte er ihn aufgefordert, unterwegs das, auf welchem er ritt, zu verlegen und ihm versprochen, eines zu geben, mit welchem es ihm leicht sein würde plötzlich seiner Begleitung zu entfliehen und mittelst der Waldwege, die der König sehr gut kannte, auch der eifrigsten Verfolgung zu entinnen. Karl beklagte sich in der That von Farnham bis Bagshot unablässig über sein Pferd und sagte, daß er ein anderes nehmen würde. Kaum angekommen erfuhr er aber, daß am Tage vorher dasjenige, auf welches er gerechnet im Stalle einen so heftigen Fußtritt erhalten habe, daß es außer Stande sei, Dienste zu leisten. Lord Newburgh war untröstlich und bot dem Könige andere, wie er sagte, vortreffliche und für seinen Plan genügende an, aber selbst mit dem schnellsten würde das Unternehmen gefahrvoll gewesen sein, denn die Reiter der Escorte hielten sich stets nahe bei dem Könige und ritten fortwährend mit dem gespannten Pistol in der Hand. Karl entsagte ohne Bekümmerniß einer solchen Gefahr und am Abende, wo er nach Windsor kam, hatte er, hocherfreut wieder in einen seiner Paläste zurückzukehren, darin sein gewohntes Gemach einzunehmen, Alles fast wie zu der Zeit, wo er mit seinem Hofe nach diesem schönen Schlosse kam um die Festtage dort zuzubringen, zu seinem Empfang bereit zu finden, weit entfernt sich von düstern Vorahnungen gepeinigt zu fühlen, fast vergessen, daß er ein Gefangener war.

An demselben Tage (23. Dec.) fast in demselben Augenblicke, beschlossen die Gemeinen ihn vor Gericht zu stellen und beauftragten einen Ausschuß mit Vorbereitung der Anklageakte. Trotz der kleinen Anzahl von gegenwärtigen Mitgliedern erhoben sich mehrere Stimmen gegen die Maßregel. Die Einen verlangten, daß man sich darauf beschränken solle ihn abzusehen, wie es schon früher einigen seiner Vorgänger geschehen sei; Andere hätten gewünscht, wenn auch ohne es auszusprechen, daß man sich seiner insgeheim und auf eine Art entle-

dige, daß man von seinem Tode Vorthail ziehen könne, ohne dafür verantwortlich zu sein. Aber die kühnen Freidenker, die aufrichtigen Enthusiasten und strengen Republikaner verlangten einen öffentlichen, feierlichen Prozeß, der ihre Kraft beweisen und ihr Recht verkünden sollte. Nur Cromwell, der eifriger wie jeder Andere darauf hinwirkte, bewahrte noch, wenn er davon sprach, eine heuchlerische Mäßigung. „Wenn,“ sagte er, „Jemand diesen Antrag mit Vorbedacht einbrächte, so würde ich ihn als den abscheulichsten Verräther, den es auf Erden geben könnte, betrachten; da aber die Vorsehung und die Nothwendigkeit das Haus zu dieser Berathung gebracht haben, bitte ich Gott, dessen Verstand zu segnen, obgleich ich nicht geneigt bin, meine Ansicht darüber auf der Stelle auszusprechen.“ In Folge eines jener sonderbaren aber unüberwindlichen Gewissensbedenken, in denen die Frevelhaftigkeit ans Licht tritt, indem sie sich zu verschleiern sucht, beschloß man im Prinzip, daß es von des Königs Seite Hochverrath sei, gegen das Parlament Krieg zu führen, um ihn nicht ohne ein Gesetz vor Gericht zu stellen, in dessen Namen man ihn verurtheilen könne. Und auf Scott's Antrag wurde sofort eine Verordnung angenommen, welche einen mit der Untersuchung beauftragten Obergerichtshof errichtete. Es sollten 130 Commissäre darin Sitz haben, sechs Pairs, drei Großrichter, elf Baronets, zehn Ritter, sechs Aldermen von London, alle wichtigen Männer der Partei im Heere, unter den Gemeinen und in der City, mit Ausnahme von St. John und Bane, die förmlich erklärten, daß sie die Akte mißbilligten und keinen Theil daran nehmen würden. Als die Verordnung dem Oberhause zur Bestätigung vorgelegt wurde, zeigte sich in der bisher so knechtischen Versammlung, daß sie ihre eigene Wichtigkeit anerkannt zu haben schien, wieder einiger Muth. „Es gibt kein Parlament ohne den König,“ behauptete Lord Manchester, „der König kann also kein Hochverräter gegen das Parlament sein.“ — „Es hat den Gemeinen beliebt,“ sagte Lord Denbigh, „meinen Namen in ihre Verordnung zu setzen, aber ich würde mich lieber

in Stücken zerreißen lassen, als mich einer solchen Niederträchtigkeit anschließen.“ — „Ich liebe es nicht,“ sagte der alte Graf Pembroke, „mich in Sachen zu mischen, bei denen es sich um Leben und Tod handelt. Ich werde nicht gegen die Verordnung sprechen, aber auch nicht darein willigen;“ und die gegenwärtigen Lords, zwölf an der Zahl, verwarfen sie einstimmig. Als die Gemeinen am folgenden Tage keine Botschaft erhielten, beauftragten sie zwei ihrer Mitglieder sich zu den Lords zu begeben, sich deren Protokolle vorlegen zu lassen, und darin von ihrem Entschlusse Kenntniß zu nehmen. Auf deren Bericht beschloßen sie augenblicklich, daß die Opposition des Lords kein Hinderniß sei, daß, da das Volk nach Gott die Quelle jeder gesetzlichen Gewalt wäre, die von dem Volke gewählt und dasselbe vertretenden Gemeinen von England die souveräne Gewalt besäßen; und durch eine neue Verordnung erhielt der im Namen der Gemeinen allein errichtete und auf 135 Mitglieder verminderte Obergerichtshof den Befehl, sich ohne Verzug zu versammeln, um die Vorbereitungen zu dem Prozesse zu ordnen.

In der That traten zu diesem Zwecke und in geheimen Sitzungen am 8. 10. 12. 13. 15. 17. 18. u. 19. Januar, unter dem Vorsitze John Bradshaws, eines Betters von Milton, der ein geschätzter Rechtsgelehrter von ernsten und milden Sitten aber beschränktem, hartem Geiste, ein aufrichtiger Fanatiker, aber ehrgeizig und selbst in Geldsachen zur Habgier geneigt, wiewohl bereit war, das Leben für seine Ansicht zu lassen, zusammen. Die allgemeine Besorgniß war so groß, daß selbst im Schooße des Gerichtshofes eine unüberwindliche Spaltung ausbrach, und keine Einberufung, keine Anstrengung im Stande war, bei den vorläufigen Sitzungen mehr als 58 Mitglieder zusammenzubringen. Fairfax begab sich das erstemal dahin, erschien aber nicht wieder. Selbst von den gegenwärtigen Mitgliedern erschienen mehrere nur um ihren Widerstand zu erklären. Dies that z. B. Algernon Sidney, der noch jung, aber unter der republikanischen Partei bereits einflußreich war. Er hatte seit einiger Zeit zu-

rückgezogen im Schlosse Penshurst bei seinem Vater, Lord Leicester, gelebt, reiste jedoch, als er seine Ernennung zum Mitgliede des Obergerichtshofes erfuhr, augenblicklich nach London ab, und widersetzte sich in den Sitzungen vom 13. 15. und 19. Januar, obgleich die Frage schon entschieden zu sein schien, dem Prozesse auf das Festigste. Er fürchtete besonders den Widerwillen, welchen das Volk gegen die Republik fassen und vielleicht selbst einen plötzlichen Aufstand, der den König retten und sie unwiederbringlich ins Verderben stürzen würde. „Es wird sich Keiner rühren,“ rief Cromwell, über derartige Weissagungen unmuthig; „ich sage Euch, daß wir ihm den Kopf sammt der Krone abschlagen werden.“ — „Thut was Ihr wollt,“ antwortete Sidney, „ich kann Euch nicht daran hindern, werde aber sicher an dieser Geschichte keinen Antheil nehmen.“ Und er entfernte sich um nicht wieder zurückzukehren. Der endlich auf die Mitglieder, welche ihre Ernennung angenommen hatten, herabgebrachte Gerichtshof befaßte sich nur noch damit, die Formen des Processes zu regeln. John Coke, ein Advokat von einigem Rufe und ein vertrauter Freund Milton's, wurde zum General-Anwalt ernannt und als solcher damit beauftragt, sowohl bei dem Entwurf der Anklageakte, wie auch im Verlauf der Verhandlungen das Wort zu führen. Gising, der bisherige Aktuar der Gemeinen, hatte sich so eben unter dem Vorwande der Krankheit zurückgezogen, und an seiner Stelle wurde Henry Scobell dazu erwählt. Man bestimmte sorgfältig, welche und wie viele Regimenter während des Processes Dienst thun und wo die Posten ausgestellt werden sollten, und stellte sogar Soldaten auf die Dächer und überallhin, wo ein Fenster auf den Saal ging, so wie auch Schranken errichtet wurden, um überall das Volk nicht nur von den Richtern, sondern auch von den Soldaten zu trennen. Endlich wurde der 20. Januar zum Erscheinen des Königs vor dem Gerichtshofe in Westminster-Hall angesetzt und am 17. beauftragten die Gemeinen, wie wenn die Verurtheilung schon ausgesprochen gewesen wäre, bereits einen Ausschuß damit, sich nach allen

Palästen, Schlössern und Wohnungen des Königs zu begeben, um dort ein genaues Inventarium seiner, jetzt dem Parlamente gehörigen Möbel aufzunehmen. Als der Gouverneur von Windsor, Oberst Whitcote, dem König ankündigte, daß er in einigen Tagen nach London gebracht würde, antwortete Karl: „Gott ist überall und seine Macht wie seine Güte an allen Orten die gleiche.“ Die Nachricht versetzte ihn jedoch in lebhafteste Unruhe, er hatte seit drei Wochen in der sonderbarsten Sicherheit gelebt, da er von den Beschlüssen des Parlaments nur selten und schlecht unterrichtet worden war, und sich über einige aus Irland eingelaufene Berichte, die ihm schnelle Hilfe versprachen, gefreut; ja, er war zuversichtlicher und selbst heiterer gewesen, als ihn seine Diener seit langer Zeit gesehen hatten. „In sechs Monaten,“ sagte er, „wird in England der Friede wieder hergestellt sein, und wenn dies nicht der Fall wäre, so würde ich von Irland, von Dänemark und von andern Reichen, die Mittel, um wieder zu meinen Rechten zu gelangen, erhalten.“ Und eines andern Tages sprach er: „Ich habe noch drei Karten auszuspielen, von denen die schlechteste hinreichen kann, um mich Alles wieder gewinnen zu lassen.“ Vor Kurzem hatte ihn jedoch ein Umstand in Unruhe versetzt. Bis gegen das Ende seines Aufenthaltes in Windsor war er mit der ganzen Etiquette des Hofes behandelt worden. Er speiste öffentlich in dem Prunksaale unter dem Thronhimmel. Der Kammerherr, der Vorschneider, der Haushofmeister und der Mundschenk hatten ihre Aemter in den gewohnten Formen geübt. Man überreichte ihm den Becher knieend, man brachte die Schüsseln bedeckt herein und kostete sie, und er genoß diese feierlichen Ehrenbezeugungen mit ernsthafter Freude. Plötzlich trat auf ein vom Hauptquartier eingetroffenes Schreiben eine Veränderung ein, die Schüsseln wurden offen von Soldaten aufgetragen, man kostete sie nicht, Niemand kniete mehr vor ihm nieder, die gewohnte Etiquette des Throns hörte gänzlich auf. Karl fühlte darüber bitteren Kummer. „Die Rücksichten, welche man mit verweigert,“ sagte er, „haben nie einem Souverän, ja nicht einmal

einem Unterthan von hohem Range gemangelt; gibt es auf der Welt etwas Verächtlicheres, als die Herabwürdigung eines Fürsten?" und um dieser Beschimpfung zu entgehen, wollte er seine Mahlzeiten nur noch in seinem Gemache und fast allein zu sich nehmen, und wählte selbst auf dem ihm überreichten Speisezettel zwei bis drei Gerichte aus.

Freitag den 19. Januar erschien in Windsor unter Harrison's Anführung ein Cavalerie-Corps um den König abzuholen. Im großen Hofe des Schlosses erwartete ihn ein sechs-spänniger Wagen. Karl stieg ein und einige Stunden darauf befand er sich wieder in London, im St. Jamespalaste, überall von Wachen umgeben. Selbst vor seiner Thür standen zwei Mann, und nur Herbert war ihm zur Bedienung gelassen worden und schlief neben seinem Bette.

Am Tage darauf, den 20. gegen Mittag, machte sich der zuerst in dem gemalten Saale zu einer geheimen Sitzung versammelt gewesene Obergerichtshof bereit, die letzten Einzelheiten seines Amtes in Ordnung zu bringen; das gemeinschaftliche Gebet war so eben zu Ende gekommen, man meldete, daß der König in einem verschlossenen Tragsessel zwischen einem doppelten Soldatenspaliiere herbeigebracht worden, und auf dem Punkte sei zu erscheinen. Cromwell eilte an das Fenster, kam aber augenblicklich, blaß wiewohl sehr lebhaft, zurück. „Da ist er, da ist er! Ihr Herren, die Stunde der großen Sache naht, ich bitte Euch, schnell zu entscheiden, was Ihr ihm antworten werdet, denn er wird Euch auf der Stelle fragen, in wessen Namen und auf wessen Befehl Ihr über ihn Gericht halten wollt.“ Als Niemand das Wort nahm, sagte Henry Martyn: „Im Namen der als Parlament versammelten Gemeinen und des ganzen guten Volkes von England.“ Niemand erhob eine Einwendung, der Gerichtshof setzte sich in Bewegung, um sich feierlich nach Westminster-Hall zu begeben, an der Spitze schritt der Lord-Präsident Bradshaw, vor dem das Schwert und der Amtsstab hergetragen wurde, den Richtern voraus gingen sechszehn mit Partisanen bewaffnete Offiziere. Der Präsident

nahm auf einem mit Carmoisin-Sammet beschlagenen Lehnstuhle Platz, zu seinen Füßen der von einem mit einem reichen türkischen Teppiche bedeckten Tische, auf dem der Stab und das Schwert niedergelegt wurden, sitzende Aktuar, zur Rechten und Linken, auf mit Scharlach Tuch überzogenen Sesseln, die Mitglieder des Gerichtshofes, an den beiden äußersten Enden, etwas vor dem Tribunale, die Bewaffneten. Sobald der Gerichtshof saß, öffnete man alle Thüren, die Menge strömte in den Saal, nach wiederhergestelltem Schweigen und nach Verlesung der Akte der Gemeinen, durch welche der Gerichtshof eingesetzt wurde, erfolgte der Namensaufruf; 69 Mitglieder waren zugegen. „Gerichtsdienner,“ sagte Bradshaw, „führt den Gefangenen herein.“

Der König erschien, vom Oberst Hacker und 32 Offizieren bewacht. An den Schranken war für ihn ein Lehnstuhl von Carmoisin-Sammet hingesezt. Er schritt vor, setzte sich nach einem langen ernstern Blick auf das Tribunal, auf den Lehnstuhl, ohne den Hut abzunehmen, erhob sich plötzlich wieder, betrachtete die zur Linken aufgestellte Wache und die Zuschauermenge auf der Rechten des Saales, lenkte die Augen wieder auf die Richter und setzte sich sodann von Neuem unter allgemeinem Schweigen nieder.

Bradshaw erhob sich augenblicklich. „Karl Stuart, König von England,“ sagte er, „die als Parlament versammelten Gemeinen von England haben, von dem Gefühle der Uebel, in die man die Nation gestürzt hat und als deren Haupturheber Ihr betrachtet werdet, tief durchdrungen, beschlossen, die Blutschuld zu verfolgen. In dieser Absicht haben sie den Obergerichtshof errichtet, vor welchem Ihr heute erscheint, Ihr werdet die Anschuldigungen, welche auf Euch lasten, anhören.“

Der General-Anwalt, Coke, erhob sich um das Wort zu nehmen. „Schweigt,“ sagte der König, indem er ihn mit seinem Stocke an der Schulter berührte. Coke wendete sich überrascht und erzürnt um. Der Stockknopf des Königs fiel ab. Eine vorübergehende aber tiefe Veränderung zeigte sich in seinen Zügen. Von seinen Dienern war keiner nahe genug, um den

Stockknopf aufzuheben, er bückte sich, nahm ihn selbst wieder, setzte sich, und Coke las die Anklageakte, die dem Könige alle zuerst aus seiner Tyrannei, und sodann aus dem Kriege entstandenen Uebel schuldgab, und forderte, daß über ihn als Tyrannen, Hochverräther und Mörder Gerechtigkeit ergehen möge.

Während der Verlesung ließ der noch immer sitzende König ruhig seine Blicke bald über die Richter, bald über das Publikum hinschweifen; auf einen Augenblick erhob er sich von Neuem, wendete dem Tribunal den Rücken und setzte sich wieder mit zugleich neugieriger und gleichgiltiger Miene. Nur bei den Worten: „Karl Stuart, Tyrann, Hochverräther und Mörder“ begann er, wenn auch noch immer schweigend, zu lächeln.

Nach beendigter Ablefung sagte Bradshaw zum Könige: „Sir, Ihr habt Euern Anklageakt gehört, der Gerichtshof erwartet Eure Antwort.“

Der König. Ich wünsche zu wissen, von welcher Gewalt ich hierher berufen worden bin. Es ist noch nicht lange her, daß ich auf der Insel Wight unter den Bürgschaften des öffentlichen Glaubens mit den beiden Häusern in Unterhandlung stand. Wir waren nahe daran einen Vertrag abzuschließen. Ich wünsche zu wissen, durch welche Gewalt, ich meine durch welche gesetzliche, denn es gibt auf der Welt viele ungesetzliche Gewalten, wie z. B. die der Diebe und Straßenräuber; ich möchte, sage ich, wissen, durch welche Gewalt ich von dort hinweggerissen und, wer weiß in welcher Absicht, von Ort zu Ort geführt worden bin. Sobald ich diese gesetzliche Gewalt kenne, werde ich auch antworten.

Bradshaw. „Wenn Ihr auf das, was Euch der Gerichtshof bei Eurem Erscheinen gesagt hat, hättet achten wollen, so würdet Ihr wissen, welcher Art diese Gewalt ist; sie fordert Euch im Namen des englischen Volkes, von welchem Ihr zum Könige erwählt worden seid, auf, ihr zu antworten.“

Der König. „Nein, Sir, das leugne ich.“

Bradshaw. „Wenn Ihr die Gewalt des Gerichtshofes nicht anerkennt, so wird er gegen Euch verfahren.“

Der König. „Ich sage Euch, daß England nie ein Wahlreich gewesen, daß es seit fast tausend Jahren ein Erbkönigreich ist. Laßt mir also wissen, durch welche Gewalt ich hierher berufen worden bin. Hier ist der Oberstlieutenant Cobbett. Fragt ihn doch, ob er mich nicht gewaltsam von der Insel Wight entführt hat. Ich werde die gerechten Privilegien des Hauses der Gemeinen aufrecht erhalten wie nur Einer. Wo sind die Lords? Ich sehe hier keine Lords um ein Parlament zu bilden. Ferner wäre dazu ein König vonnöthen. Nennt man das den König zu seinem Parlamente führen?“

Bradshaw. „Sir, der Gerichtshof erwartet von Euch eine definitive Antwort. Wenn das, was wir Euch über unsere Ermächtigung sagen, Euch nicht genügt, so ist es doch für uns hinreichend; wir wissen, daß sie sich auf die Gewalt Gottes und des Königreichs gründet.“

Der König. „Weder meine Meinung noch die Eure ist es, die hier entscheiden muß.“

Bradshaw. „Der Gerichtshof hat Euch gehört. Man wird mit Euch nach seinen Verfügungen verfahren. Man führe den Gefangenen hinweg. Der Gerichtshof vertagt sich bis zum nächsten Montag.“

Der Gerichtshof zog sich zurück und der König verließ den Saal mit derselben Bedeckung, die ihn herbeigebracht hatte. Als er aufstand bemerkte er das auf dem Tische liegende Schwert, und sagte, mit dem Stocke darauf deutend: „Ich habe davor keine Furcht.“ Während er die Treppe hinabstieg, ließen einige Stimmen den Ruf: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“ vernehmen, aber eine weit größere Anzahl rief: „Gott schütze den König! Gott schütze Eure Majestät!“

Am folgenden Montag befahl der in 62 Mitgliedern gegenwärtige Gerichtshof bei Eröffnung der Sitzung unter Androhung von Gefängnißstrafe, unbedingte Stille. Nichtsdestoweniger wurde der König bei seinem Erscheinen von lebhaftem Beifallsruf empfangen. Dieselbe Discussion begann von beiden Seiten mit der gleichen Hartnäckigkeit von Neuem. „Sir,“ sagte endlich Bradshaw, „wir werden weder Euch

noch irgend einem Anderen gestatten, die Gerichtsbarkeit des Hofes zu bestreiten, er sitzt hier durch die Ermächtigung der Gemeinen von England, denen Ihr, wie alle Eure Vorgänger verantwortlich seid."

Der König. „Ich leugne es. Zeigt mir ein Beispiel davon.“

Bradshaw stand zornig auf: „Sir, wir sitzen nicht hier, um Eure Fragen zu beantworten. Verantwortet Euch gegen die Anschuldigungen. Schuldig oder nicht schuldig!“

Der König. „Ihr habt meine Gründe noch nicht angehört.“

Bradshaw. „Sir, Ihr habt keine Gründe gegen das höchste aller Gerichte vorzubringen.“

Der König. Zeigt mir doch das Gericht, wo man keine Gründe anhört.“ —

Bradshaw. „Sir, wir zeigen es Euch hier; es sind die Gemeinen von England. — Gerichtsdienner, führt den Gefangenen fort.“

Der König wendete sich plötzlich zu dem Volke: „Erinnert Euch," sagte er, „daß der König von England verurtheilt wird, ohne daß man ihm gestattet, seine Gründe für die Freiheit des Volkes anzugeben!“ Und es erhob sich der fast allgemeine Ruf: Gott schütze den König!“

Die Sitzung des folgenden Tages, des 23. Januar, führte die gleichen Austritte herbei. Die Theilnahme des Volkes für den König wurde mit jedem Tage lebhafter; umsonst stießen die gereizten Offiziere und Soldaten ihrerseits das drohende Geschrei: „Gerechtigkeit! Hinrichtung!“ aus. Die erschreckte Menge schwieg auf einen Augenblick; bald aber wurde sie durch irgend einen neuen Vorfall veranlaßt ihren Schrecken zu vergessen und der Ruf: „Gott schütze den König!“ hallte von allen Seiten wieder. Er erhob sich selbst in den Reihen des Heeres. Als am 23. der König aus der Sitzung kam, schrie ein Gardesoldat sehr laut: „Sire, Gott segne Euch!“ ein Offizier schlug ihn mit seinem Stocke. „Sir," sagte der König, indem er sich entfernte, „die Strafe ist größer als der Fehler.“ Zu gleicher Zeit liefen vom Auslande Vorstellungen ein und wurden Schritte gethan, die allerdings wenig zu

fürchten, oft auch wenig dringend waren, aber doch die Entrüstung des Volkes unterhielten. Der französische Gesandte stellte den Gemeinen ein Schreiben der Königin Henriette Marie zu, die um die Erlaubniß bat, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, um ihn aufzufordern sich deren Wünschen zu fügen, oder ihm die Tröstungen ihrer Liebe zu bringen. Der Prinz von Wales schrieb in der Hoffnung, in ihren Herzen wieder einen Funken der Unterthanentreue zu erwecken, an Fairfax und an den Rath der Offiziere. Die schottischen Commissäre protestirten am 6. und 22. Januar offiziell im Namen ihres Landes gegen Alles, was geschah. Man kündigte die nahe Ankunft einer außerordentlichen Gesandtschaft der Generalstaaten, welche zu Gunsten des Königs einschreiten sollte, an. Schon befand sich sogar John Cromwell, ein Offizier in holländischen Diensten und Vetter Oliver's, in London, und bestürmte den Generalleutenant mit fast drohenden Vorwürfen. Man entdeckte und unterdrückte den Abdruck eines Manuscriptes unter dem Titel: „Königliche Seufzer," das, wie es hieß, vom König selbst verfaßt und fähig war, einen Aufstand zu seiner Befreiung zu erregen. Auf allen Seiten erhoben sich endlich, wo nicht große Hindernisse, doch wenigstens neue Ursachen zur Gährung, die, wie sich die Republikaner versprachen, sehr schnell verschwinden würden, sobald die Frage entschieden sei, die aber, so lange sie unentschieden blieb, jeden Tag des Aufschubs mit größeren Verlegenheiten und Gefahren erfüllten.

Sie beschloffen sich sofort aus dieser Lage zu befreien, jede Debatte kurz abzuschneiden, und den König nur noch zur Anhörung seines Urtheils vor sich erscheinen zu lassen. Entweder aus einem Ueberbleibsel von Achtung für die gesetzlichen Formen, oder um im Nothfalle neue Beweise der Treulosigkeit Karl's während der Unterhandlungen vorzulegen, verwendete der Gerichtshof den 24. und 25. dazu, die Aussagen von zweiunddreißig Zeugen anzuhören. Am Schlusse der Sitzung des 25. beschloß man fast ohne Discussion die Beurtheilung des Königs als Tyrann, Hochverräther, Mörder und Lan-

desseind. Scott, Marlyn, Harrison, Kisle, Say, Ireton und Love wurden mit der Abfassung des Spruches beauftragt. An jenem Tage waren nur sechsundvierzig Mitglieder zugegen. Am 26. wurde in geheimer Sitzung von zwei- undsechszig gegenwärtigen Mitgliedern der Entwurf des Urtheils berathen und angenommen, worauf sich der Gerichtshof bis zum nächsten Morgen vertagte, um es auszusprechen.

Am Mittag des 27. eröffnete sich, nach einer zweistündigen Conferenz im gemalten Saale die Sitzung, dem Gebrauche gemäß durch den Namensaufruf. Als der Name Fairfax verlesen wurde, antwortete eine Frauenstimme von der Galerie herab: „Er hat zu viel Verstand um hier zu sein.“ Nach einem Augenblicke des Erstaunens und Stockens fuhr man im Namensaufruf fort; es waren siebenundsechszig Mitglieder zugegen.

Als der König in den Saal trat, erhob sich das heftige Geschrei: „Hinrichtung! Gerechtigkeit! Hinrichtung!“ Die Soldaten waren sehr lebhaft; einige Offiziere, und besonders Artell, der die Wache befehligte, munterten sie zum Schreien auf. Einige hier und da im Saale verstreute Gruppen schlossen sich diesem Lärm an. Die Menge schwieg bestürzt.

„Sir,“ sagte der König ehe er sich niederlegte, zu Bradshaw, „ich werde ein Wort zu sagen wünschen. Ich hoffe, daß ich nicht Anlaß geben werde, mich zu unterbrechen.“

Bradshaw. „Ihr mögt antworten, wenn an Euch die Reihe kommt; hört zuerst den Gerichtshof an.“

Der König. „Sir, ich wünsche, wenn es Euch beliebt, gehört zu werden. Es ist nur ein Wort. Eine sofortige Beurtheilung —“

Bradshaw. „Sir, man wird Euch anhören, sobald es an der Zeit ist. Ihr müßt zuerst den Gerichtshof hören.“

Der König. „Sir, ich wünsche — Was ich zu sagen habe bezieht sich auf das, was der Gerichtshof, wie ich glaube, aussprechen wird, und es ist nicht so leicht von einem übereilten Urtheil zurückzukommen.“

Bradshaw. „Man wird Euch anhören,

noch ehe das Urtheil gesprochen wird. Bis dahin müßt ihr Euch des Sprechens enthalten.“

Nach dieser Zusicherung nahmen die Züge des Königs wieder einige Ruhe an und er setzte sich. Bradshaw ergriff von Neuem das Wort.

„Meine Herren,“ sagte er, „es ist eine allgemein bekannte Sache, daß der Gefangene an den Schranken vor uns, mehrmals vor den Gerichtshof gebracht worden ist, um auf eine Anklage des Hochverraths und anderer schwerer Verbrechen zu antworten, die im Namen des englischen Volkes gegen ihn ergangen ist.“

„Nicht der Hälfte des Volkes,“ rief dieselbe Stimme, welche bei dem Namen Fairfax geantwortet hatte. „Wo ist das Volk? wo ist seine Zustimmung? Oliver Cromwell ist ein Hochverräther!“

Die ganze Versammlung erbebte, alle Blicke wendeten sich nach der Galerie: „Nieder mit der H...!“ schrie Artell, „Soldaten, feuert auf sie!“ — Man erkannte Lady Fairfax.

Eine allgemeine Verwirrung kam zum Ausbruch; die überall verbreiteten drohenden Soldaten konnten sie nur mit großer Mühe beschwichtigen. Sobald endlich die Ordnung ein wenig wieder hergestellt war, erinnerte Bradshaw an die hartnäckige Weigerung des Königs, sich gegen die Anklage zu verantworten, die Notorietät der angeschuldigten Verbrechen, und erklärte, daß der über das Urtheil einstimmige Gerichtshof dessenungeachtet, ehe er dasselbe ausspreche, die Vertheidigung des Gefangenen anhören wolle, vorausgesetzt, daß er seine Gerichtsbarkeit nicht weiter bestreite.

„Ich verlange,“ sagte der König, „in dem gemalten Saale von den Lords und Gemeinen über einen Vorschlag gehört zu werden, der für den Frieden des Reichs und die Freiheit meiner Unterthanen weit wichtiger ist, als für meine eigene Erhaltung.“

(Schluß folgt.)

U n s e r e Z e i t .

Kann es in unsern Tagen ein traurigeres Geschäft geben, als das des Zeitungsschreibers? Eine „Zeitung“ soll er geben. Was die Zeit, was der Tag bringt, soll er berichten, in seinem Zusammenhange und in seiner Bedeutung dem Leser darstellen. Wahrlich, ein trauriges Geschäft, wenn nur Thaten zu berichten sind, zu denen die Furcht des bösen Gewissens und die Angst der Verzweiflung den Verbrecher treibt; — ein trauriges Geschäft; — aber nirgends trauriger, als in Deutschland! Was geschieht im lieben deutschen Vaterlande? Leser, — wir fragen nicht, was in der Stille der Gedankenwelt geschaffen und gebaut wird, wir meinen nicht, was in den Geistern sich ordnet und gestaltet und auf dem untersten Grunde der Herzen auslodert und flammt, — das Leser, das ist groß, mächtig, weltumgestaltend, das wird einst an das Licht des Tages treten und die Welt vom Untergange retten. Wir fragen nach dem, was das Auge sieht und das Ohr hört, was hoch emporgehalten und von den Dienern der Gewalt aller Welt verkündet wird, — und das, Leser, das ist entsetzlich! Es ist uns, als ob jetzt auch der letzte Rest des alten deutschen Geistes, die letzten Ueberbleibsel der alten deutschen Treue und Redlichkeit, die letzten Trümmer der vielgerühmten deutschen Ehre verschwunden wären. Ja, es ist uns, als ob wir in einem Sodom und Gomorra lebten, welches nur eine dünne, schwankende Decke von dem Schwefelmeere seines Unterganges trennt. Entsetzlich ist es, was der Tag uns berichtet; empörend, niederschlagend, niederschmetternd! Und doch, — in der stockfinstern, rabenschwarzen Nacht der Gegenwart durchbricht ein Stern, ein Hoffnungsstern den Wolkenschleier. So kann es nicht bleiben! So nicht! Es ist unmöglich, weil es wider Gottes Ordnung ist. Es wird anders, es wird besser werden. Die in dunkler Nacht auf ihre Beute ausgehen, — sie sind es, die den Weg uns bahnen, der zum ersehnten Ziele führt.

Fragst du, Leser, was so Entsetzliches ge-

schehen sei? Fragst du wirklich? Leser, sagt es dir der Zorn nicht, der in dir flammt, die Trauer nicht, die jeden Denkenden ergreifen muß, dann frage lieber nicht! Die Antwort würde dir doch unverständlich bleiben. Blicke hin nach Warschau, nach Dresden, nach Stuttgart, nach Berlin, nach Schleswig-Holstein, nach Frankfurt, nach Kassel, — Leser, blicke dich um im ganzen lieben deutschen Vaterlande, sträubt sich nicht das Haar vor den Thaten, die heute geschehen, vor jenen Thaten der Hinterlist, des Treubruchs, der Lüge, die man ja doch sonst zu den scheußlichsten, zu den fürchterlichsten zählt? Und die eine ist immer noch entsetzlicher, als die andere. Es empörte den Stolz, als in Warschau die Abgesandten der deutschen Großmächte (!) vor dem kaiserlichen Richterstuhl erschienen und die allergnädigste Entscheidung des kaiserlichen Herrn über die künftige Gestaltung Deutschlands, auch seine hohen Befehle bei socialistischen Eventualitäten im Westen einzuholen beehrten, als die Schmach des entwürdigten und verrathenen Vaterlandes wieder in seinem vor dem Russen kriechenden Fürsten in ihrer ganzen Größe vor unsern Augen stand. Aber wie gern setzten wir uns hinfert über den schmählichen Warschauer Congreß, wenn wir an den offenen, unverkennbaren Treubruch in Dresden denken, an die hinterlistigen Machinationen einer ebenso stolzen, als bornirten Camarilla, die in Stuttgart einer Volksvertretung gegenüber steht, deren Recht so wohlbegründet, so sonnenklar ist, daß ein Zweifel nicht einmal im Bereiche der Möglichkeit liegt! Und was sagst du zu Frankfurt? In Frankfurt tagt unter östreichischem Schutze mit den Bevollmächtigten der deutschen Fürsten ein Abgesandter des Königs von Dänemark! Derselbe König von Dänemark, der mit dem frechsten Uebermuth Deutschland trotzt, der seit zwei Jahren mit Deutschland im Kriege liegt und alle Friedensvorschläge stolz von der Hand weist, dieser selbe König von Dänemark ist durch seinen Gesandten in Frankfurt vertreten, um mitzubestimmen über die künftige Gestalt Deutschlands, — und die Deutschen dulden ihn dort! Es ist so entsetzlich unsinnig, daß es

vollkommen lächerlich wird. Ueber Berlin, über jene Preßgesetzgebung, die für die wichtigsten literarischen Erzeugnisse, die Zeitschriften, eine Censur anordnet, wie sie schmälicher nie und nirgend existirt hat, über das Empörende, das Heimtückische derselben sagen wir nichts weiter. Wer nicht ohne Weiteres einsteht, daß sie mit den feierlichsten Gelübden, mit dem Gesetz der Preßfreiheit, welches allein einen Sinn hat, im offenbarsten Widerspruche steht, für den würde der bündigste Beweis keine Kraft haben.

Und doch, Leser, in all' diesen Verfassungs-, Treu- und Wortbrüchen ist ein Etwas, was Beachtung verdient. Sie entsprechen dem Zwecke, den die Gewalthaber verfolgen, sie dienen diesem Zwecke mit Energie. Es ist wahr, — die Gewaltherrschaft, die jetzt erstrebt wird, der Despotismus, der als Ideal vor den Augen der deutschen Regierungsmänner steht, ist neben kräftigen Volkskammern, neben dem freien Vereinsrecht, neben wahrer Preßfreiheit eine Unmöglichkeit. Die Gewaltherrn durften die freie Presse nicht dulden, wenn sie nicht offenbare Narren sein wollten. Tadeln, was tadelnsworth ist, aber seid gerecht und billig! Tadeln die Regierungsgrundsätze, verdammt die heillose Blindheit, die den Abgrund nicht sieht, verflucht die Niedertracht, die ein in feierlichen Augenblicken gegebenes Wort bricht und den Wortbruch mit der Noth des Augenblicks entschuldigt, schüttet euren ganzen Zorn über das Gemeine und Nichtswürdige aus! Aber das gesteht ein: von ihrem Standpunkte aus haben die Gewalthaber klug und energisch gehandelt. Hätte das Volk, hätten die Volksmänner einst klug und energisch gehandelt wie sie, es stände anders! Und was soll eigentlich der Lärm über die preussische Gesetzgebung! Sie entspricht dem Gesetz! Der Artikel 63. der preussischen Verfassung gibt der Regierung die Befugniß, in Fällen der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit gesetzgeberisch einzuschreiten. Wann die öffentliche Sicherheit gefährdet sei, bleibt dem Urtheile der Regierung überlassen. Sie ist jetzt überzeugt, daß das, was sie öffentliche Sicherheit nennt, gefährdet sei, also ist sie berechtigt zu ihrer Gesetzgebung. Wer erwartet

hat, daß diese Regierung auf Grund dieses Verfassungsartikels eine andere als diese Gesetzgebung erlassen würde, der verdient ein Narr genannt zu werden. Das wahrhaft Empörende ist die preussische Verfassung selbst und die Bornirtheit, welche in dieser Verfassung einen Schild der Freiheit sieht, — ihre vorliegende Anwendung war zu erwarten.

Ueberhaupt, was zürnt und scheltet Ihr auf die Fürsten! Wäret Ihr als Fürsten geboren und erzogen, hätte man Euch geschmeichelt, vor Euch gekrochen, wie vor den Fürsten, — es wäre sehr die Frage, ob Ihr anders und besser handeltet, als sie handeln. Zürnet den Männern, in deren Macht es gegeben war, die Fürsten zum Guten zu führen und den dornigen Herrscherstab zu zerbrechen. Zürnet diesen Gothaern, diesen Constitutionellen, diesen Halbmenschen, die die Fürsten kannten und kennen mußten, und in ihrer Feigheit zu schändlichen Verräthern wurden. Diesen Gothaern zürnet, diesen Menschen, die in den gewaltigen Völkerstürmen keinen andern Gedanken hatten, als den an ihre Erhebung, an ihren Vortheil, keinen, keinen Gedanken an die Erlösung der unglücklichen Massen. Wahrlich, neben diesen erbärmlichen, blasirten, aufgeblasenen, dumms stolzen Menschen stehen die Fürsten männlich und stark da. Schmerzlich sind wir bewegt bei den Thaten der Fürsten. Aber wenn wir jetzt den Lärm hören, den die Gothaer und die elenden, grundsatzlosen, gothaer Klatschblätter bei den Verfassungsverletzungen u. s. w. erheben, dann überfällt uns nichts weiter, als ein Gefühl des Ekels. Bei ihnen finden wir nichts, gar nichts, als entweder eine großartige Bornirtheit oder eine schmäliche Vertheidigung, und in beiden Fällen eine Unverschämtheit, die ihres Gleichen sucht.

Der Gebrandmarkte.

Paris ist ein Sammelplatz des Guten wie alles Schlechten, die Armuth wohnt bei dem

Reichthum, neben unverschuldetem Glend steht man die Folgen des Verbrechen, und dennoch werden vielleicht in keiner Stadt die Verbindungen, von denen Glück, Ehre und Vermögen der Familien abhängen, auf eine leichtgläubigere, arglosere Weise eingegangen als eben in Paris. Eheliche Verbindungen zum Beispiel werden manchmal mit einer unbegreiflichen Fahrlässigkeit geschlossen, und ich kenne selbst mehrere so außerordentliche Fälle dieser Art, daß die Einzelheiten derselben dem Leser als so viele Märchen vorkommen würden.

So wohnen gegenwärtig in den Straßen St. Denis, St. Honoré, St. Martin, des Lombardes wohlhabende Kaufleute und Fabrikanten, die einst auf den Galeeren waren und die Brandmarke tragen, aber so gewandt waren, daß es ihnen gelang, die Töchter reicher Leute oder bedeutender Handelsherren zu heirathen. Vor nicht langer Zeit erhielt ich zufällig als Zahlung einen Wechsel ersten Ranges, auf welchem das Accept eines dieser frühern Galeerensträflinge stand, der seiner ehemaligen Unterschrift bloß den Taufnamen vor und das Wort „Senior“ nachsetzte; dabei hat dieser Herr N. N. einen unbegrenzten Credit bei der Bank von Frankreich und allen Capitalisten. Freilich sind es schon 20 Jahre her und darüber, daß er aus dem Bagno entlassen ist, freilich ist sein Betragen seitdem ein durchaus ehrenhaftes gewesen: nichtsdestoweniger aber haben seine Frau und deren Familie sich nicht träumen lassen, daß er früher ein sehr schlauer Dieb gewesen.

Als ein Beispiel der Leichtigkeit, mit welcher Heirathen bisweilen zu Stande kommen, mag nachstehende Anekdote nicht ohne Interesse sein.

Ich war einst so glücklich, dem Delinquenten X. . . . , der zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurtheilt und gebrandmarkt war, Begnadigung zu erwirken. Er tritt bei einem reichen Kaufmann in der Straße St. Denis als Commis in Dienst, arbeitet fleißig, ist nüchtern, sparsam und ordnungsliebend. An Sonn- und Festtagen bleibt er im Laden, so daß er sich das Vertrauen und die Freundschaft seines geldliebenden Prinzipals erwirbt, der ganz entzückt ist, daß der junge Mann sich nur seinem Geschäfte wid-

met, ohne wie Andere eine Erhöhung des Gehalts zu verlangen. Dieß Betragen gab Veranlassung zu folgendem vertraulichem Zwiegespräch zwischen Vater und Tochter, die, bei- läufig gesagt, seine Bücher führte.

Siehst Du, Eugenie, im Handel ist es nicht nöthig, daß ein Schwiegersohn Geld habe, sondern Thätigkeit, Ordnungsliebe und Abscheu vor Verschwendung. X. . . . wird ein angesehenener Kaufmann werden, er ist ein charmanter junger Mann, meinst Du nicht auch?

Allerdings, lieber Vater, finde ich ebenfalls, daß Herr X. . . . nicht ohne recht gute Eigenschaften ist; dabei nimmt er sich Ihrer Geschäfte an, als wäre er Ihr Sohn. Er hat meine ganze Achtung.

Liebes Kind, es würde mich im Interesse unseres Handels gar sehr freuen, ihn zum Eidam zu haben; es käme nur darauf an, ob er Dir als Ehemann anstünde.

Sie gehen in der That etwas rasch zu Werke, mein Vater. Erlauben Sie mir nachzudenken, bevor ich auf diese unerwartete Frage antworte.

Versteht sich, mein Kind; unterdessen werde ich die Neigungen des Herrn X. . . . zu erforschen suchen. Was Ihr für ein schönes Haus ausmachen würdet! Ich könnte mich dann unbesorgt zur Ruhe setzen.

X. . . . , dem es seinerseits nicht schwer war, die seiner Zukunft so sehr günstigen Absichten seines Prinzipals zu errathen, verdoppelt seinen Fleiß und Eifer und erweist Fräulein Eugenie die höflichsten Aufmerksamkeiten, die ihrerseits, auf ihres Vaters Gesinnungen eingehend, dieses Heirathsprojekt sehr passend fand und dem jungen Mann unbefangenen ihr Wohlwollen zu erkennen gab, das bei der ersten Erklärung leicht in zärtliche Neigung übergehen konnte. Wirklich waren denn auch keine vierzehn Tage vergangen, als die drei Parteien, Vater, Tochter und Handelscommis sich gegenseitig erklärten und sich beeilten, das Projekt zur Ausführung zu bringen. Nach Verlauf noch eines Monats sind alle Vorbereitungen bereits getroffen, der Hochzeitstag bestimmt, die Mitgift festgesetzt, der Heirathsvertrag in Ord-

nung, kurz man hat an Alles gedacht, nur an eines nicht, nämlich: über die Vergangenheit des Verlobten Erkundigungen einzuziehen! Der Vater ließ sein ganzes Vermögen in dem Geschäfte stecken, und zog sich auf's Land zurück, mit einer Haushälterin, die seit dem Tode der Frau vom Hause ein nicht geringes Ansehen bei dem Herrn gewonnen, daher denn auch X, um keine Gegnerin an ihr zu haben, sie bei der Hochzeit reichlich beschenkte.

Der exemplarische Fleiß und die treffliche Aufführung des jungen Mannes blieben sich auch nach dieser glücklichen Veränderung seiner Lage völlig gleich. Er erlaubt sich auch jetzt nur die allernothwendigsten Gänge; besucht nie ein Kaffeehaus, will nichts davon hören, Freimaurer zu werden, weil er in solchen Vereinen mit Recht nichts als Geld- und Zeitverlust sieht — kurz, er arbeitet mit solcher Anstrengung, daß er gerade um die Zeit, als seine geliebte Frau mit einem Knaben niederkam, gefährlich erkrankte. Der Schwiegervater eilt nach der Stadt, um für den Erkrankten die Geschäfte zu leiten, die Gattin verläßt so früh als möglich ihr Wochenbette, um ihn zu pflegen, bei ihm zu wachen. Der Arzt verordnet warme, in der Krankenstube zu nehmende Bäder, allein der Patient ist nicht dazu zu bewegen. Zuletzt gibt der Arzt den Kranken verloren, wenn ihm nicht ein Pflaster zwischen beide Schultern gelegt werde, und da X sich auch dem widersetzt, so verschreibt er ihm einen Trunk, den X arglos einnimmt. Es war aber Opium, damit während des solchergestalt herbeigeführten Schlafes das schlechterdings nothwendige Pflaster ihm beigebracht werden könne. Die arme Frau freute sich, ach, zum letzten Male! denn in dem Augenblicke, wo sie so leise, als sie konnte, den Nacken ihres Mannes, der in einem todtenähnlichen Schlafe da lag, entblößt, erblickt sie die scheußliche Brandmarke des Henkers. Nur zu gut begriff sie jetzt die starrsinnige Abneigung ihres Mannes gegen Bäder sowohl, als gegen dieses letzte Mittel. Gleich wie vom Blitz, war sie von diesen beiden entsetzlichen Buchstaben getroffen, die in der That eine ganze Verbrechergeschichte um-

fassen. Sagt sie, was sie gesehen, so ist nicht bloß ihr Mann, sondern sie selbst, ihr Kind und ihr Vater entehrt. Unter dem Gebet um Kraft zum Schweigen und um die Wiederherstellung des Vaters ihres Kindes, bringt sie das Pflaster genau über den beiden verhängnißvollen Buchstaben an, gleichsam als wollte sie dieselben damit auslöschen, oder die gräßliche Entdeckung aus ihrem Gedächtnisse tilgen.

Das Pflaster fing an zu wirken, X erwacht und fühlt alsbald, daß ihm etwas im Nacken aufgelegt worden, was eben so viel sagen wollte, als daß er nicht mehr Herr seines Geheimnisses sei. Er wagt zwar nicht, zu fragen, wer das unglückliche Pflaster aufgelegt habe; allein es war nur zu gewiß seine Gattin, da sie allein ihn gepflegt und bei ihm gewacht hat. Sie thut sich Gewalt an und umarmt den an allen Gliedern Lebenden. Ihre Thränen ließen ihm vollends keinen Zweifel über sein Unglück, er sinkt sprachlos zurück, wird todtenblaß und fällt aus einer Ohnmacht in die andere. Nun ruft die Frau um Hilfe und der Vater, so wie die Amme mit dem Kinde auf dem Arme treten in's Zimmer. Noch einmal schlägt X die Augen auf, breitet die Arme nach seinem Kinde aus, um es zu segnen, dann wendete er sich zu seiner Gattin mit den Worten: „Lebe wohl, vielgeliebte Freundin, vergib, und fluche mir nicht ich habe nicht, — —“ das war sein letzter Hauch. Obgleich vom Schmerz zerrißen, behielt sie Selbstbeherrschung genug zu dem Entschlusse, Niemand bei der Einsargung zuzulassen, damit nicht die unverföhnliche Brandmarke auf ewig das Andenken dessen schände, der jetzt vor einem andern Richterstuhl stand als dem erbarmungslosen der Menschen, deren Einrichtungen ein schwaches Weib zwangen, ohne Hilfe die Leiche des Gatten einzuhüllen.

Ich bin der jungen, reichen Wittwe öfter bei einem befreundeten Kaufmann in der Straße St. Méry begegnet. Mir, der ich ihr Geheimniß kannte, verrieth alles an ihr den tiefsten Schmerz, sie schien nur noch für ihren kleinen Eugen, ein liebenswürdiges Kind, zu leben. Eines Tages drückte ihr Vater gegen mich seine Besorgniß über diesen Zustand aus: „Ich fürchte

für ihr Leben," sagte er; „ihr Mann ist nun seit acht Jahren todt, und noch immer dieser herbe Schmerz, wenn von ihm die Rede ist. Des Nachts träumt sie von ihm und stößt dabei Worte aus, die mir ganz unbegreiflich sind; Brandmarke, Henker, sind die gewöhnlichsten; auch hat man sie im Schlaf sagen hören: „ich lebe nur für mein Kind — ich verzeihe dir — bald bin ich bei dir.“ Zwar wußte ich mir recht gut diese Aufregung in ihren Träumen zu deuten, den Vater aber glaubte ich durch die Bemerkung beschwichtigen zu müssen, daß die Erscheinung, bei Frauen, die ihre Männer verloren haben, durchaus keine seltene wäre.

Je mehr das Kind heranwuchs, je hinfälliger wurde die junge Frau, welche nie von einer zweiten Verbindung etwas hören wollte. Nach-

dem die mütterliche Pflege dem Kleinen nicht mehr so unentbehrlich war, erlosch der letzte Reiz, den das Leben noch für sie hatte; sie erlag bald dem Grame, als zweites Opfer jener barbarischen, von der Justiz nicht wieder gut zu machenden Strafe, und hinterließ eine zehnjährige Waise. Bald darauf verstarb auch der Vater. Gegenwärtig ist mein Freund in der Strafe St. Méry Vormund Eugen's und Verwalter seines über 600,000 Fr. betragenden Vermögens. Eugen hat viel Vorliebe für mich gefaßt und erzählt mir oft von seinem Vater, ohne zu ahnen, daß ich denselben einst auf den Galeeren gesehen habe und daß die unmenschliche Brandmarkung, die Gott sei Dank heute nicht mehr in Frankreich besteht, seiner geliebten Mutter das Leben gekostet hat.

F e n i l l e t o n .

Ein Prozeß. Berlin. Bei dem hiesigen Stadtgericht steht ein eigenthümlicher Prozeß in Aussicht; es handelt sich dabei zwar nur um einige Silbergroshen, die betreffenden Parteien sind aber nichts desto weniger auf den Ausfall ihrer Streitsache sehr gespannt. Bei der Hartnäckigkeit, die gerade in solchen Fällen sich so häufig zeigt, ist zu erwarten, daß der verlierende Theil gegen das Erkenntniß appellirt und so der endliche Ausgang nur der Gerichtskasse und den Taschen der Advokaten Vortheil bringt. Der Grund des Prozesses ist folgender: Am ersten Pfingstfeiertage Nachmittags waren im W**schen Etablissement auf dem Windmühlenberg vor dem Brenzlauer Thor mehrere Stammgäste versammelt, die, wenn nicht gerade eine hochwichtige politische Frage ihr Nachdenken in Anspruch nimmt, sich gewöhnlich die Zeit mit Weißbiertrinken und Kegelschieben vertreiben. An jenem Nachmittage war nun zwar politische Windstille, in der Natur jedoch, wie man sich erinnern wird, eine gewaltige Aufregung; ein heftiges Gewitter war heraufgezogen, der Regen goß in Strömen und die Gäste, denen der „Stoff“ ausgegangen war, deputirten einen aus ihrer Mitte, der dem Unwetter trogen und von der nahen „Schenke“ drei Weiße holen sollte. Schulze, so heißt der Abgeordnete, unterzog sich dem schwierigen Unternehmen und

hatte schon die drei „Stangen," zwei in den Händen und eine unter dem Arme, erfaßt und sich eine große Strecke entfernt, als das Gewitter plötzlich ungefähr 20 Schritte von ihm einschlug. Schulze, von dem furchtbaren Schlage erschreckt, läßt die Gläser fallen, aber der Wirth behielt Geistesgegenwart genug, um sofort von ihm die Bezahlung des Bieres und der Gläser zu verlangen. Schulze legte Protest ein, ebenso die übrigen Gäste, doch Hr. W. hat den Weg „Rechtens" eingeschlagen und hofft so seinen Schaden ersetzt zu erhalten. Die öffentliche Verhandlung in dieser Angelegenheit wird am Sonnabend auf dem Stadtgerichte stattfinden.

Eine Verurtheilung. In Eßlingen stand am 7. Juni der Redakteur des „Eulenspiegels," Ludw. Weisser, wegen Majestätsbeleidigung vor den Geschwornen. Das genannte Blatt enthielt unter der Aufschrift: „Der deutsche Augiasstall" folgenden Artikel: „Der Unterzeichnete hat sich entschlossen, etliche Hundert handfeste Mann in Dienst zu nehmen, welche sich in Bälde (mit ihren nöthigen Geräthschaften versehen) einzufinden haben, um in dem Gestüte pünktlich auszumisten. Dies wird hierdurch bekannt gemacht mit dem Beifügen, daß dieses Landbeschälergestüt für die

Folgezeit ganz eingeht, theils weil die Kosten ungeheuer groß und der Nutzen ungemein gering ist, theils weil die Race gänzlich aus der Art geschlagen hat, auch für unser Land nicht mehr passend ist. Zu den gewöhnlichen Feldarbeiten jedoch sind alle noch brauchbar, wenn sie daran gewöhnt werden. Diejenigen nun, welche Lust dazu haben, wollen sich künftigen Montag im Gestüts Hofe einfinden, wozu höflich einladet — Aschaffenburg im Mai — Gottlob Volk.“ Die- sem Artikel ist eine Zeichnung beigegeben, welche das Nähere zu seinem Verständniß ausdrückt. Sie stellt einen Stall mit 34 Pferden und einen Menschen in bäurischer Kleidung mit einer Schlafmütze auf dem Kopfe dar, welcher für die Pferde Futter — bestehend in Weinflaschen, Geflügel, Würsten und dergl. herbeischleppt. Die Anklage wollte in der Person des Bauern den deutschen Michel und in den 34 Pferden die 34 deutschen Fürsten erkennen. Es handelte sich daher um Beleidigung des Königs von Württemberg. Der Angeklagte stellte jedoch in Abrede, daß sich der fragliche Artikel speziell auf die deutschen Fürsten beziehe, wurde aber nichtsdestoweniger von den Geschwornen für schuldig, wissentlich die Ehre des Königs preisgegeben zu haben, erkannt und zu einer auf der Festung zu vollziehenden achtmonatlichen Arbeits- hausstrafe verurtheilt. Bis zu erfolgtem Spruche des Cassationshofes wurde der Angeklagte jedoch gegen Caution von 1000 Fl. vorläufig freige- lassen.

Ausweisungen aus Berlin. Die „Deutsche Reform“ kündigte neulich in ihrem Leitartikel eine Rakete gegen die Fremden in Berlin an. Die Ausweisungen sollen im groß- artigsten Maßstabe vorgenommen werden. Die Zeitumstände setzen die Regierung gegenwärtig in die Lage, von ihrem weitesten Rechte Ge- brauch zu machen. Die Großstadt macht den Staatsweisen viel zu schaffen. Auf je 20 Be- wohner ein Staatspolizist, und auch das genügt noch nicht. — Doch wenn ein System so weit geht, den Gastwirthten und Besitzern von Ver- gnügunglocalen mit Entziehung ihrer Concessio- nen zu drohen, weil Demokraten dort zusam- menkommen, so muß die Kraft und Möglichkeit der Beschränkung sehr nahe an der Erschöpfung sein. Man hat schon damit angefangen, auch Berliner Bürger aus Berlin auszuweisen, wie wäre es, wenn man versuchte, Berlin aus Ber- lin auszuweisen und die Stadt nur zum Wohn- sitz für Geheimräthe und Treubündler bestimmen wollte? Doch, ach! auch das genügt nicht mehr, denn dann wäre man zwar vor der demokra- tischen Presse und der Agitation, aber doch

nicht vor Sefeloge's gestichert. Die arme Reac- tion! Trotz Carlier-Hinkeldes, es bleibt kein Mittel, sie stirbt den Tod der Erschöpfung ihrer Kräfte, ihr Geist ist verdorrt, ihre Mittel ab- genutzt. Lauter stumpfe Bolzen, die die Haut wohl ritzen, aber das Herz nicht treffen können.

Berliner Spigbuben in Ame- rika. Nach einem aus Neuyork eingegangenen Briefe sind drei nach Amerika ausgewanderte Ber- liner daselbst in Folge eines richterlichen Ur- theils gehängt worden; es sind dies der Ju- welier M , der Dr. med. H (früher hier Armenarzt) und ein Schneider G Diese hatten ein Pfandleihgeschäft etablirt und aus den ihnen im Verfaß gegebenen Kleinodien die ächten Steine herausgenommen und falsche an deren Stelle gesetzt. Es wurde ihnen daher durch den Staatsanwalt der nordamerikanischen Republik der Prozeß gemacht und auf das Verdikt der Jury lautete das Urtheil des Ge- richtshofes — Tod durch den Strang.

Preußisches Spionirwesen. Dieser Tage ist in Ehrenbreitstein ein komischer, aber zugleich ernster und merkwürdiger Fall vorge- kommen. So lächerlich die Geschichte klingt, so ist sie doch völlig wahr und mag ein Beweis sein, in welchem elenden Spionirwesen wir uns befinden. Ein achtbarer, in hiesiger Gegend gebürtiger, aber in Mannheim jetzt ansässiger Bürger besuchte vor etwa 14 Tagen in Fami- lienangelegenheiten seinen hier in Ehrenbreitstein wohnenden, ebenfalls sehr geachteten Bruder, dem er bei dieser Gelegenheit einen großen aus Gyps gegossenen und mit einem seltenen Exem- plar von einem natürlichen Geweihe versehenen Hirschkopf mitbrachte. Am Ende der vorigen Woche erscheinen nun plötzlich Staatsanwalt, Justizcommission, Bürgermeister, Polizei und Gensd'armen in der Wohnung des Bürgers, bei dem sein Bruder noch immer auf Besuch, für den Augenblick aber gerade abwesend war, und fragen nach ihm und dem von ihm mitge- brachten Hirschkopf. Die Verwunderung erhöht sich natürlich bei der Vorzeigung eines Ver- haftsbefehls und bei der Beschlagnahme des ver- hängnißvollen Hirschkopfes. Den höchsten Grad erreichte dieselbe jedoch, als auf natürliches Befragen nach der Ursache einer solchen auffal- lenden Maßregel die Herren der Untersuchungs- commission erklärten, daß diese Verhaft- und Beschlagnahme auf speziellen von Berlin telegraphirten Befehl des Ministeriums erfolge, indem das Innere des Hirsch- kopfes wichtige über geheime Pläne der demokratischen Partei Aufschluß gebende

Schriften enthalte, welche auf diese Art nach London geschmuggelt werden sollten. Vor Allem, hieß es weiter, müsse nun der Kopf Behufs Untersuchung des Gehirns zerschlagen werden, da er zugegossen und nirgends eine Oeffnung zu bemerken wäre. Der Bürger erklärte sich bereit, die Zerstörung zuzugeben, wenn der Preis von 20 Thalern, den er früher gekostet, erstattet würde. Es wurde das zugesagt. Hierauf sollte der Kopf zertrümmert werden. Mittlerweile bemerkte jedoch einer der Herren, man brauche ja nur ein Loch durchzubohren, um den Inhalt zu entdecken und dann könnte der schöne Kopf gerettet werden. Das leuchtete ein und gleich wurde ein Kießermeister mit einem Spundbohrer gerufen und die Operation ausgeführt. Und was war nun in diesem mysteriösen Hirschkopf? — Nichts als einige Lumpen und leere Papierschnitzel. So komisch diese Sache ausfieht, so hat sie doch auch ihre sehr ernste Seiten, und eine davon war auch die, daß auch die Verhaftung des Gastes, der diesen fatalen Hirschkopf mitgebracht hatte, stattfand, und man ihn, einen gebildeten Mann, auf drei Tage ohne Weiteres zu Dieben und Bagabunden in's Gefängniß setzte. Daß man ihn so lange verhaftet hielt, geschah wahrscheinlich, weil man über das Resultat einer solchen Mystifikation vorerst wieder nach Berlin berichten mußte und von daher Antwort erwartete.

Ein Braunschweiger Kaufmann.

Im Jahre 1828 oder 1829 war ein Braunschweiger Kaufmann, der wenige Jahre vorher ein Detailgeschäft von sehr mäßigem Umfange errichtet hatte und dem bei geringen Mitteln das Glück nicht günstig war, genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Seine Gläubiger erhielten, da er Alles hergab, 60 pCt., er selbst aber mußte als Buchhalter in fremden Geschäften seinen Lebensunterhalt suchen. Nach mancherlei Schicksalen reiste er endlich nach England, wo es ihm so unglücklich ging, daß er drei Nächte obdachlos in Liverpool umherirrte und durch eine israelitische Wohlthätigkeitsanstalt die Mittel erhielt, um die Ueberfahrt nach Amerika zu bestreiten. In Newyork angekommen, versuchte er mancherlei; er war nach einander Schulmeister, Aufseher und Rechnungsführer in einer Sägemühle und kam so endlich nach Oregon. Nachdem er sich dort einige Zeit aufgehalten, erscholl das Gerücht von dem neuen Goldlande Californien. Er vereinigte sich mit einigen Bekannten, man schloß die gemeinschaftlichen, sehr spärlichen Mittel zusammen und mit einigen von Ochsen gezogenen Wagen unternahm

die kleine Caravane den Zug nach dem Lande der Verheißung über das Felsengebirge. Sie brauchten sechs Monate, um das Ziel der mit den größten Beschwerden verbundenen Reise zu erreichen. Da wo sich jetzt Sacramento-City zu erheben beginnt und eine der bedeutendsten Städte zu werden verspricht, befand sich damals bloß das Fort des Hauptmanns Sutter mit einigen Hütten. Die Gesellschaft begann hier sich anzubauen und einen Handel mit allen Gegenständen zu errichten, deren die Arbeiter in den Minen bedürfen, auch eine Karavanferai für das Unterkommen von Menschen und Vieh anzulegen. Da die Leute, von denen wir erzählen, zu den ersten Ankömmlingen auf jenem goldgesegneten Boden gehörten, so schlug dieses Unternehmen auf das Glänzendste ein, so daß der in Rede stehende Theilhaber, Herr Adolf Cohn (dort hatte er den Namen Albert Priest angenommen), schon nach 2 Jahren sich als ein sehr reicher Mann zurückziehen konnte. So lange es ihm schlecht ging, hatte seine Familie keine Nachricht von ihm erhalten, jetzt aber schrieb er an dieselbe, gab ihr von seinen Schicksalen Nachrichten und zugleich den Auftrag, eine Aufforderung an seine früheren Gläubiger ergehen zu lassen, dasjenige, was sie früher an ihm verloren, jetzt in Empfang zu nehmen. — Vor Kurzem ist nun Herr Albert Priest, rectius Adolf Cohn, der inzwischen eine Dampfschiffahrts-Linie zwischen Newyork und San Francisco begründet hat, in Braunschweig angekommen. Er wurde dort Gegenstand allgemeiner Theilnahme und Aufmerksamkeit. Jedermann sieht mit Bewunderung seine noch mit Gestein durchwachsenen Klumpen von gediegenem Gold, den Goldstaub, die aus rohen Goldplatten von wunderlicher Form zusammengesetzten Armbänder an, Jedermann hört, mit Erstaunen die Erzählungen des vielgeprüften, durchaus nicht übertreibenden Mannes zu; er hat seinen Reisepfad überall mit guten Handlungen bezeichnet. In allen Städten Amerikas und Englands, wo er sich früher aufgehalten, hat er die Wohlthätigkeits-Anstalten reichlich bedacht, so auch in Braunschweig, und man kann das, was er auf diese Weise gespendet, auf 15,000 Thaler anschlagen. — Gern zeigt er Jedem seine Merkwürdigkeiten und unter diesen den wie ein Heiligthum aufbewahrten leinenen Zwerchsaack, womit er einst die Wildniß von Amerika durchstreift hat. —

Ein ehemaliger Adjutant Louis Philippe's, Graf Friant, veröffentlichte am 17. Juni d. J. eine Antwort auf die von Hrn. Cremieux in der Nationalversammlung neulich

gemachte Behauptung, daß er nebst einigen Andern, während Viele das Königthum verlassen hatten, dasselbe als letzter Hösling bis zu seinem Ende begleitet habe. „Ich befand mich dem Könige gegenüber,“ erzählt der Adjutant, „vor dem Schreibtische, worauf Se. Maj. die Thronentsagung niederschrieb. Herr Cremieux war ebenfalls in dem Cabinette, in das er durch die mit dem Adjutanten saale communicirende Thür eingetreten war, und seine Haltung, so wie seine Sprache waren so wenig die der Ergebenheit und des Respectes, daß die Königin auf einige Worte, die er sprach, entgegnete: „Herr Cremieux, unser Unglück ist vollkommen; vermehren Sie es nicht noch durch Ihre Gegenwart; gehen Sie hinaus!“ — Hr. Cremieux befand sich ebenfalls bei dem Könige und bei der Königin, als dieselben bei dem Obelisk angekommen, in den Wagen stiegen. In diesem Augenblicke sah ich Hrn. Cremieux die Hand nach einer Briestafche des Königs ausstrecken, die ein Kammerdiener in den Wagen legen wollte, und ich bin der Adjutant in Uniform, der, vor dem Kutschenschlage stehend, den Arm des Hrn. Cremieux zurückgehalten hat.“

Ein Tornado in Westindien.

Die englischen Blätter enthalten die Schilderung eines jener gefürchteten Stürme oder Tornados, wie sie auf den westindischen Inseln von Zeit zu Zeit vorkommen. Das jüngste furchtbare Ereigniß dieser Art suchte die Bahamasinseln heim. Ein Schreiben aus Nassau auf der Insel New-Providence sagt: „Am 30. März gegen Mittag strich ein heftiger Regen, von Donner und sehr lebhaften Blitzen begleitet, über die Insel, während der Wind in raschem Wechsel bald aus dieser, bald aus jener Himmelsgegend wehte. Dann trat eine augenblickliche Ruhe ein, worauf die Elemente, als würden sie in einem und demselben Augenblick aus allen Richtungen losgelassen, zu toben begannen. Dies waren jedoch nur die Vorzeichen des Tornado selbst, welcher mit so entsetzlicher Wuth über die benachbarten Dörfer Grants und Baines Town losbrach, daß er Alles, was er auf seinem Wege antraf, Häuser, Bäume, Mauern u. s. w. in das Meer mit fortführte. Innerhalb weniger Minuten wurden 150 Häuser oder Gärten oder Pflanzungen theils ganz, theils theilweise vernichtet; acht Personen wurden auf

der Stelle getödtet, viele verwundet. Merkwürdig war es, daß der Schaden sich auf einen Raum von $4\frac{1}{2}$ englischen Meilen in der Länge und 50 Ellen in der Breite beschränkte. Die genannten Dörfer waren von freigelassenen Sklaven und Negern bewohnt. Einige der aus Holz gebauten Häuser wurden im buchstäblichen Sinne vom Erdboden in die Höhe gehoben und sammt ihren Insassen (die in einigen Fällen ohne alle Verletzung davon kamen) eine Strecke weit fortgeführt, oder in Stücke zerschmettert und in entfernte Gegenden der Insel fortgeschleudert. Ja, das Dach eines Hauses wurde auf einer 30 englische Meilen entfernten Insel gefunden. Ein afrikanisches Weib verlor ihren Mann und alle ihre Kinder, ihr Haus, ihre Geräthe — kurz, Alles, was sie zu verlieren hatte, außer ihr Leben. Nie sah ich die stumme Dual tiefer Betrübniß so ausdrucksvoll abgespiegelt, als in ihren ruhigen, ergebenen Mienen.“

Eine schwarze Kammerfängerin.

In der Pariser musikalischen Welt macht jetzt eine Negerin mit einem kohlschwarzen Gesichte als Sängerin großes Aufsehen. Sie heißt Mad. Martinez, wird la Malibran noire genannt, ist Kammerfängerin der Königin von Spanien, hat sich in Paris bereits im Salon des Directors der großen Oper vor einem ausgezeichneten Kreise von Kunststrichtern hören lassen und eine überraschende Wirkung hervorgebracht. Wir würden es unsern Hamburger Sängern weit lieber verzeihen, wenn sie auch schwarz wären, als daß sie uns zuweilen mit einem Gesange peinigen, wobei das ganze Publikum schwarz werden möchte.

Hohes Alter. Der französische Kriegsminister hat die Zulassung eines ehemaligen Unteroffiziers bei den Veteranen, eines gebornen Polen, Namens Kolombesky, 126 Jahr alt, im Invaliden-Hospital empfohlen. Seinem Alter nach ist er zu Anfang der Regierung Ludwig XV. geboren und hat alle Kriege gegen den großen Friedrich mitmachen können. Zur Zeit der Schlacht bei Fontenay mußte er schon viele Dienstjahre gezählt haben, und beim Eintritt der Revolution 1789 war er schon zu alt zum Dienst, nämlich 70 Jahre. Beim Sturz des Kaiserreichs zählte er 90 Jahre. Er hat zehn verschiedene Regierungsformen in Frankreich erlebt.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.